**Zeitschrift:** Wissen und Leben

Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft

**Band:** 27 (1925)

**Heft:** 11-12

Buchbesprechung: Emanuel: Roman von Edwin Urnet

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 21.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

## Emanuel

Roman von Edwin Arnet

Mit dem 1. Preis ausgezeichnet im Orell Füßli Romanwettbewerb

Als herr von Stein, der im dritten Stocke eine prächtige Wohnung hatte, bei dem Portier läutete, öffnete ihm ein fremdes Mädchen die Türe.

"Ist Frau Fischer krank", fragte herr von Stein das Mädchen so nebenbei beim Verlassen des Liftes. Das Mädchen zog die Augen verwundert und läp: pisch in die Höhe. "Wie, Sie wissen das nicht ... Frau Fischer hat doch eine Zugend gekriegt. Gerade vor einer Stunde ist ein Junge angekommen. Wir sind eben dabei, den Kleinen zum erstenmal ein: zuwickeln." Das Mädchen gefiel sich sichtlich in der Rolle als Überbringerin einer überraschenden Neuigkeit. Es war deshalb doppelt überrascht, daß dieser Herr, der auch ihr fremd war, nicht recht res agieren wollte, sondern bloß den schwachen Ausruf tat "Ach was, Frau Fischer hat eine Jugend er: halten", und, aus einem klirrenden Schlüsselbund einen Schlüssel herausschälend, mit dem Ropf nickte und "so... so" machte. Er murmelte noch etwas, aber das Mädchen verstand das nicht mehr, weil der Lift schon wieder abwärts fuhr.

In der Portierwohnung unten lag über allem ein Dämpfer des Geheimnisvollen. Nur dann und wann klirrte eine Schüssel, siel ein kleiner Gegenzstand zu Boden und zerriß ein Leinenstück. Die Türe

zwischen dem Schlafzimmer der Wöchnerin und der Stube öffnete sich von Zeit zu Zeit und eine kleine, gedrungene, aber lebhafte Frauengestalt erschien unter dem in einem Winkel etwas schiefen Tür:

bogen.

In der Stube ging Herr Fischer auf und ab. Er war so unruhig und zugleich durch die schlassosen Nächte der letzten Tage so müde gemacht worden, daß er manches nur noch mechanisch zu tun verz mochte. So setzte er seine Schritte so, daß bei jedem Tritt sein Fuß auf das rote Herz einer über den ganzen, etwas ausgetretenen Linoleum verzstreuten Phantasieblumen zu liegen kam. Er hatte

das noch nie getan.

Einmal blieb er stehen und sagte "Vater" vor sich hin. Dann dachte er auch an die Heizösen, die er in dem weiträumigen Hause mit den achtzig Wohenungen zu besorgen hatte. Serade heute hatte man neuen Rots für den Winter gebracht. Dieser war hart und grobklozig, so daß er zuerst mit dem Hammer zerschlagen werden mußte. Das gab wieder eine mühselige Arbeit. Bis spät in den Abend hinein sollte er in den nächsten Tagen mit dem Hammer diesen Rots zerschlagen.

Dann blieb er stehen, jeden Fuß auf dem Herzen einer Blume. Es kam ihm plötzlich eigenartig vor, daß er in dieser Stunde an den Koks denken

mußte. Das tat ihm sogar weh.

"Haben Sie weißen Bindfaden, starken Leinen; faden," fistelte die Stimme der kleinen Hebamme von der Türe her. Zwischen Türe und Türrahmen

kam ihm das kleine, rundliche Gesicht der Person fast lustig vor.

Später erschien sie noch einmal. "Sie müssen etz was leiser auftreten, herr Fischer, man hört hier

drin jeden Ton."

Herr Fischer ließ sich somit in den klirrenden Sofa mit den blauen Blättern nieder und stopfte mit den Fingern einen kleinen Niß zu, aus dem ein paar Stoff, und Noßhaarsträhnen wie Gedärm

herausgequollen waren.

Auch das kam ihm bedeutungslos vor, und er überlegte sich, was er nun tun könnte, damit es ihm seierlich zu Mute würde. In einer falschen Kristallschale klebte ein Stück Torte mit verlause; nem Zucker. Herr Fischer steckte eine kleine Kerze hinein und zündete sie an. Aber der Einfall dünkte ihn komisch, beschämte ihn sogar, und er blies die Kerze wieder aus.

Es war dämmerig in dem Zimmer geworden, das so nieder lag, daß sein einziges Fenster direkt auf die Straße hinausging und man von den vorzübergehenden Leuten bloß Brust und Ropf sehen konnte. Um diese Abendstunde war es auf der Straße ruhiger geworden. Die letzten Fuhrwerke rollten nach Hause. Ein paar Kinder spielten noch und zwischen hinein rief irgendwo eine Mutter ihren Jungen heim.

Jest begann im Schlafzimmer drüben ein Kind zu weinen, leise, aber gepreßt und zerschnitten. Fast zu gleicher Zeit glucksten die Stahlfedern eines Bettes. Herr Fischer fuhr vom Sofa auf, die Fingerbeeren gegen die Tischkante gepreßt. Ein Finger glitt an der Kante ab, daß die ganze

hand schmerzhaft zusammenzuckte.

Ganz deutlich hörte er nun seine Frau stöhnen und dann vernahm er, wie sie zweimal ries: "Es hat doch geläutet, gehen Sie, fahren Sie die Herrschaften mit dem Lift," und schließlich klang ihre Stimme hart in der Bemerkung aus: "Sonst gibt es Neklamationen." Die ganze Aufregung und Angestrengtheit ihres Berufes zitterten aus ihrer Stimme. In diesem Augenblicke läutete die Slocke. Herr Fischer eilte selbst die kleine Treppe hinauf, die von der Wohnung ins Treppenhaus führte. An der Lifttüre stand niemand, aber vom dritten Stock herab rief eine dünne Mädchensstimme: "Sie sollen auf einen Augenblick zu Herrn von Stein heraufkommen."

herr von Stein stand erwartungsvoll hinter dem braunen, schweren, mit dicken holzornamenten überladenen Schreibpult, als herr Fischer zu ihm ins Zimmer trat. Der dicke Teppich mit der einzschläfernden Molligkeit machte ihn sogleich unzsicher. Die Spiegel warfen die Abendhelle soschillernd zurück, daß es ihn verwirrte. In seiner Stube war es dämmerig gewesen. Ganz eine

andere Welt, dachte herr Fischer.

herr von Stein gratulierte herrn Fischer zur Ges burt des Knaben, im gleichen selbstverständlichen Tone, wie man etwa einem Menschen zu einem erfolgreichen Geschäfte gratuliert. Er erkundigte sich ferner auch nach dem Befinden der Mutter, sprach etwas von einem glücklichen Ereignis und nannte den Neugeborenen in lustigem Tone einen Erdenbürger. herr Fischer murmelte etwas und wurde verlegen. Er überlegte einen Augen? blick, ob er Herrn von Stein die tiefe, bealückende Bedeutsamkeit seines Familienereignisses offen erzählen sollte ..., nämlich, daß er und seine Frau sich in den letten Jahren einsam gefühlt hätten, ohne sich dies allerdings einzugestehen, daß sie es verlernt hätten, ihre Ehe als etwas Außerordent; liches entgegenzunehmen, und daß sie bereits ans gefangen hätten, unter der Öde zu leiden, daß nun aber eben die Geburt des Sohnes das alles ge: ändert, seinem und seiner Frau Leben wieder einen Sinn gegeben habe. "Wir waren lang einsam," wollte herr Fischer sagen, korrigierte sich aber in Gedanken: "Wir waren lange allein," und sprach es dann schließlich doch nicht aus.

Als Herr von Stein auf seinen Sekretär zuging und mit lautem Geräusch (es klang wie seines Maschinengewehr/Geknatter) die vielgegliederte Rollschublade herabzog, runzelte Herr Fischer die Stirne. Er konnte es an den Fingern abzählen,

was nun geschah.

Herr von Stein entnahm seinem Sekretär einen blauen Geldschein, ließ ihn einmal durch die Finzger gleiten und drückte ihn dann Herrn Fischer in die Hand, mit einer Bemerkung, wie man sie in derlei Fällen anzubringen pflegt.

Herr Fischer dankte, obwohl ihm das Ganze wie

eine Bezahlung vorkam.

Als Herr Kischer wieder im Lift hinunterfuhr, sah er, daß der Geldschein in seiner hand verknittert war, wie ein verschlafenes Kopfkissen. Einen Augenblick lang zuckten seine Finger zusammen, als wollten sie das kleine Papier noch mehr zu: sammenknüllen. Fast zu gleicher Zeit kam herr Kischer, der zu nahe an der offenen Lifttüre stand, mit dem Sitter der Liftumhagung in Berührung. Es riß ihm einen Knopf von dem neuen Gewans de, der absprang, an eine Liftscheibe sprißte und dann zu Boden rollte. Nicht an die Gefahr. der er entronnen, dachte Herr Fischer, sondern daran, daß er seinen neuen Rock noch nicht bezahlt hatte. Er steckte darauf den Geldschein in die Tasche. Aber es war ihm irgendetwas nicht wohl dabei. Das ganze Leben kam ihm so furchtbar nüchtern vor, wie abgestandenes Seifenwasser. Und dann schmerzte ihn etwas. Noch vor kurzem, als er auf dem geblümten Sofa gesessen hatte, war es ihm plöklich festlich zu Mute geworden. Die Geburt eines Menschen, die bedeutungsvolle Stimmung in seiner Wohnung, das geheimnisvolle Räus spern und Handwerken der Hebamme, all dies Unaewohnte hatte ihn in eine Stimmuna vere sett, die ihn an seine Jugend erinnerte, wenn er am Morgen früh erwachte, durch die saubergrüs nen Fensterläden ein sonntäglicher Lichtstrom hers einflutete und der Klang der Kirchenglocken sich mit dem Geschirrklirren seiner in der Rüche tätigen Mutter vermischte. Diese Stimmung hatte ihm mit einem Schlage die bessere Seite seines Ges

mütes offenbart, hatte ihn freudig überraschen wollen, und nun kam dieser Herr von Stein mit seinem Geldschein. Er hatte sich dem hellen Ton seines Gemütes hingeben wollen, aber es kamen die äußeren Umstände, die ihn an das Geld, an den unbezahlten Rock, den Koks erinnerten. Und das Traurige war das, daß er sich dieser Gedan; ken, die weiß der Herrgott woher kamen, nicht er; wehren konnte.

Es ward ihm schnell zur schmerzlichen Bewußt; heit, daß er unfähig geworden war, eine feierliche Stimmung zu ertragen. Etwas mußte in ihm zerstört, verhärtet, zerrissen sein. Er setzte sich auf das Liftpolster und stützte den Kopf schwer in die Hände. Der Lift, in dem ein breiter Schatten

hockte, fuhr langsam in die Tiefe.

Als er am ersten Stockwerke vorbeifuhr, zerriß Herr Fischer den blauen Feßen und warf das Ganze in die kleine, runde Öffnung hinein, durch die ein Drahtseil des Liftes ging. Das Seil, das in gleichmäßiger Bewegung war, zerriß den Papierknäuel in zahlreiche Feßchen und warf sie den

Liftschacht hinab.

Die Taufe kam auf hundertfünfzig Franken zu stehen. Herr und Frau Fischer hatten das schon Wochen vor dem Feste bis auf den letzten Franken ausgerechnet. Man kochte und backte zwar das meiste in der eigenen Küche, und nur die zwei Torten mußten von auswärts bestellt werden, aber die Gemüse, dann vor allem der Rinds; braten und die Butter schraubten die Kosten ziem;

lich in die Höhe. Frau Fischer aber befürchtete, das Fest könnte ohne geladene Säste der nötigen Feierlichkeit entbehren, und so pochte sie darauf, daß ein paar Einladungen verschickt wurden. Sede Karte schrieb sie mit eigener Hand und jede wurde

zu einem kleinen Brief.

Da sie wußte, daß Festlichkeiten meistens gegen das Ende hin in ebendemselben Maße unfestlicher werden, als sie am Anfang froh sind, so lud sie nur solche Verwandte ein, von denen sie ein durche aus ernstes Betragen erwarten durfte. Allerdings zu einer Konzession mußte sie sich schließlich doch entschließen. Ihr Mann hatte einen Freund, der sonst anständig und maxvoll war, der aber nach dem vierten Glase Wein in der Regel gewisse Grenzen überschritt. Sie wußte, daß ihr Mann diesen Bekannten sehr gerne unter den Gästen ges sehen hätte, dessen Einladung aber aus Rücksicht auf sie nicht offen zu empfehlen wagte. "Herrn Joachim Gips," schrieb sie auf ein Ruvert und legte diesem eine Karte bei, die mit "Mein lieber Herr Gips" begann.

Herr Gips war denn auch der erste, der am Tauf; tage, einem Dienstag, erschien. Er trug ein graues Rleid, das sorgfältig gebügelt war, hatte eine schneeweiße, etwas zu hart gestärkte Hemd; brust, die auf ihrer weiten, faltenlosen Fläche wie eine kleine verlassene Insel einen fast nußgroßen, goldenen Knopf trug. Herr Gips war kein Ge; sellschafter und kam sich deshalb anfänglich etwas schüchtern vor, suchte aber seine Schüchternheit

mit einem verbindlichen und höflichen Lächeln gegen die übrigen Gäste zu verdeden. Um freunde lichsten aber benahm er sich gegen die Patin des Taufkindes, eine große, ernste Frau in schwarzem Tüllfleide, von der alle wußten, daß sie religiös war, und zwar maßvoll religiös. Sie hatte zwei Töchter im blühenden Alter verloren und eine unsäglich freudlose Ehe gehabt. Dies Schicksal machte sie um so würdiger, als sie darüber stets zu schweigen wußte. Herr Gips hatte von dieser Frau viel erzählen hören, und so hatte er denn gleich von Anfang an eine besondere Einstellung dieser Frau gegenüber. Noch zwei Frauen zählten zu den Geladenen, nämlich zwei intime Jugende freundinnen von Frau Fischer. Die lachten viel und zwar meistens veranlaßt durch kleine Uns deutungen und Wortspiele, die sich auf gewisse gemeinsam verlebte Jugenderlebnisse bezogen. Auch die waren seit Jahren verheiratet und hatten schon mehr als einmal Lauffest gefeiert. Sie ließen sich in ihrer übersprudelnden Frohheit nicht einmal von ihren Kindern hemmen, die in weißen. frisch nach Stärke riechenden Sonntagskleidern am untern Ende des Tisches saßen, zwei Knaben und ein Mädchen. Zu Beginn des Essens, das durch neue Kristallgläser, weite dichauchige Schüs seln und kleine hübsche Blumensträuße in hohen, dünnen Muranovasen einen reinlichen Rahmen erhielt, hielt man mit dem Redefluß noch etwas zurück, sprach und kicherte vielmehr in gedämpfe tem Lone, weil man wußte, daß im Schlafzimmer drüben bei gezogenen gelben Gardinen "Er" schlief, in weißen, mit breiten Spiken umränder; ten Kissen, mit zartroter Haut, rund, kugelig wie ein frischgeworfenes Schweinchen, das den Tüms pel noch nie betreten hat. "Er" schlief wie ein Fürst, lag still in den Linnen, sagte kein Wort und beherrschte doch die ganze Gesellschaft. Wenn Wiße an der Tafelrunde laut wurden, dies und jenes streiften, sich auf Frau und herrn Fischer bezogen, vor dem "Er" machten sie jedoch immer ehrfurchts; voll Halt. Von "Ihm" sprach man nur in maße vollem Ton, von "Ihm" redete man nur mit einem gewissen Anflug von Ernst, von Bedeutung. Das war es gerade, was Frau Fischer am meisten freute. Und wenn erst Herr Gips, den man doch wie eine gefährliche Vatrone erwartet hatte, von "Ihm" in fast salbungsvollem Tone sprach und im hinblick auf die Taufe einen philosophischen Brocken fallen ließ, freute sich Frau Fischer dops velt und reichte diesem Manne mit der großen hemdenbrust die Fleischplatte hin und ärgerte sich nicht im geringsten, wenn sie dieser so unbes holfen in die Finger nahm, daß die Sauce von rechts über den Rand lief.

Nur einmal wagte Sips eine vorlaut lustige Besmerkung. Die fand bei den beiden Freundinnen Frau Fischers einen solchen Anklang, daß Sips sosort zu einer zweiten spaßhaften Außerung aufsgeprickelt wurde. Es zuckte ihm förmlich in allen Poren. Er bekam verschmitzte Auglein und drehte den bereitliegenden Wiß dreimal auf der Junge

um. Es käme ihm bei dieser Gelegenheit (diese Bezugnahme war natürlich aus der Luft ges griffen) ein Svaß aus der Kindheit in den Sinn. meinte er und hüstelte. Auch sein jüngster Bruder hätte einst bei der Taufe im Zimmer neben dem Eßzimmer geschlafen. Da hätte er sich mit seiner Schwester von der Tafel und den autgelaunten und wohl auch etwas bezechten Gästen wegge: schlichen. Sie seien zusammen in die Kammer des schlafenden Säuglings gegangen und just dazu gekommen, wie jener sich auf die Seite gedreht und die Decke mit seinen Armchen zurückgeschlagen habe, so daß ein kleiner, allerliebster Sänglings; hintern zum Vorschein gekommen sei, so kugelig, so frisch und rot, wie ein ausgereifter Pfirsich. Zufällig habe in der Nähe der Wiege sein Mals kasten gestanden, eine primitive Farbschachtel mit zahlreichen dünnen und dicken Pinseln. Die seien so seltsam dagelegen, und zudem habe ihn die Schwester wie eine verführerische Eva angeschaut, daß ihm der Übermut unversehens in die Finger gefahren sei, er den Pinsel zur hand genommen, ihn in die tiefblaue, fast himmelblaue Farbe ges tunkt und auf die eine Hälfte der süßen Rundung des von allen Decken entblößten Säuglings einen aufgehenden Halbmond gemalt habe, ebenso groß, ebenso rund wie die sich dem Vinsel dars bietende Fläche selbst.

Die Patin versuchte zu lächeln. Sie wollte Sips nicht bloßstellen. Das brachte sie nicht übers herz. Sips war ja so gutmütig, so arglos, fast wie ein junger Bursche. Übrigens wußte sie, daß er Aus; rufer in einem städtischen Santlokal war, ein Amt, das ohnehin den Menschen vorlaut machte. Es war das ihre Art, die Fehler der Menschen durch deren Milieu, Erziehung und Lebens gewohn; heiten zu erklären. Und was sich erklären ließ, ent; schuldigte sie denn auch in den meisten Fällen. Den meisten Widerhall fand Sipsens Erzählung bei den beiden Freundinnen, die sich vor Lachen fast nicht mehr halten konnten. Auch die Kinder am untern Tischende kicherten mit, obwohl sie

nicht alles verstanden hatten.

Nur Frau Fischer blieb ruhig. Eigentümlich, ein schneller Schatten der Nachdenklichkeit streifte ihre Stimme, und ihre Augen suchten unruhig und beänastiat nach einem festen Vunkt. Dann vers dichtete sich in ihr diese Angst zu einer schweren Beklommenheit. Gips erschien ihr wie einer, der die Bedeutung des heutigen Festes zu mißachten, das Getragene der gegenwärtigen Stimmung zu verhunzen begann. Und davor hatte sie ja so Anast. Sie wußte bestimmt, daß ihr Mann von Givs angesteckt werden konnte, daß er alle Vor: bedingungen zu einer solchen Ansteckung in sich trug. Ihr Mann trank zwar aus eigenem Antrieb wenig, aber wenn man ihn aufforderte, verlor er das Maß. Er war ruhig und oft verschlossen, aber wenn er in Gesellschaft geriet, hatte er nicht mehr viel Gewalt über sich und verlor sich ganz. Mit seiner Frau sprach er stets ruhig, klug und gefaßt über alle Dinge, wenn er aber unter übermütige

Leute geriet, ging ihm diese Ernsthaftigkeit zum Teufel und er konnte über alles mit jenem schnös den, wegwerfenden Tone sprechen, wie er ges sättigten Genießern eigen ist. Frau Fischer hatte stets Angst davor, ihr Mann könnte in solche Dinge zurücksinken. Sie wachte über ihn im Vere borgenen, suchte ihm alles recht und auf zu mae chen, lauschte stets auf das Gute in ihm und suchte es auf alle erdenkliche Weise zu fördern und zu heben. Wenn sie die Wohnung reinigte, tat sie es, daß ihr Mann am Abend durch die Reinlichkeit und den Glanz der Stühle und Kommoden ges hoben werde, wenn sie über die Vorzüge der Menschen, der Nachbarn und Bekannten oder der Hausbewohner sprach, suchte sie dadurch in ihrem Manne den Glauben an die Güte in den Mens schen zu festigen. Wenn sie Blumen auf den Tisch stellte, wenn sie die Gardinen zog, daß das Licht in die Zimmer flutete, wenn sie die Wände mit hübschen Vildern schmückte, die schwarzen Holze griffe der Messer und Gabeln blant polierte, weiße Decken auf die kleinen Tische und Kommoden legte, alles dies tat sie mit dem Gedanken an ihren Mann.

Sanz besonders am heutigen Tage hätte sie den Satten gerne erst und sonntäglich gesehen, gerade heute, da in ihrem Herzen wieder manches aufzuklingen begann, als ob sie ein vollständig neues Leben beginnen müßte. Fast etwas Mädchenzhaftes lag in dieser Sonntäglichkeit. Sie erinnerte sich dabei an die schönsten Tage ihrer Jugend.

Die lagen zwar weit rückwärts, aber es klang heute ein reines Lied aus ihnen in die Gegenwart zurück, dem sie horchen, immerfort horchen mußte. Abermals aber störte sie Gips. Der arme Teufel schien wirklich dazu berufen zu sein, die Rolle des

Fremdförpers zu spielen.
"Ich erinnere mich noch gut," ergriff er in einer Pause etwas vorlaut das Wort, "an die Sache im Brauereiteich. So etwas kann man aber auch nicht leicht vergessen. Ia, ja (und dabei klopste er Herrn Fischer auf die Schulter), beinahe wärst du deiner Frau verlustig gegangen. Sie lag schon im Schlamm und war an allen Gliedern gelähmt, als sie der Friedel aus dem Leiche zog. Ein Leufelskerl. Man hätte ihn eigentlich heute zum Essen einladen sollen, so gewissermaßen aus Dankbarkeit." Die beiden Freundinnen kannten den Vorfall nicht, und Sips mußte deshalb alles ausführlich erzählen. Es war ein Seschehnis aus Frau Fischers Mädchenzeit. Sie suhr einmal mit einem

nicht, und Gips mußte deshalb alles ausführlich erzählen. Es war ein Geschehnis aus Frau Fisschers Mädchenzeit. Sie suhr einmal mit einem kleinen Ruderboot auf den Brauereiteich hinaus. Es entglitt ihr ein Ruder. Sie wollte nach der ins Wasser stoßenden Stange greifen, bückte sich aber zu weit über den Rand des Bootes, so daß sie das Gleichgewicht verlor und ins Wasser stürzte. Zufällig ging am Ufer ein Jüngling vorzüber, der sprang beherzt ins Wasser und rettete sie, die bereits ohnmächtig auf den schlammigen Grund des Bodens hinabgesunken war, vor dem Tode. Als sie die Augen aufschlug, erkannte sie ihren Jugendfreund.

Sips spickte seine Erzählung mit übertriebenen Karben.

Niemand sah, wie Frau Fischer errötete, und wie beim Ausschenken des Weines ihre Hand zitterte. "Das ist schon lange vorbei," sagte sie gequält und blickte Sips vorwurfsvoll an. Sie versuchte ein anderes Sespräch einzuleiten, aber das erste war schon zu sehr ins Rollen gekommen.

"Das war ein Schwimmer und Taucher der Friedel," wiederholte Gips bedeutungsvoll. "Der

tauchte wie ein Seehund."

"Sie waren Augenzeuge" warf eine Freundin ein.

"Nicht ganz, ich kam erst dazu, als Friedel unsere Gerettete wieder zum Atmen brachte." Dabei blickte er halb lächelnd, halb verschmitzt zu Frau

Fischer hinüber, die tief errötete.

Dieser Jugendfreund, der sie tatsächlich vor dem Ertrinkungstod errettete, war damals, als er sie auf die Userböschung legte, so ratlos und verwirrt, daß er nichts anderes zu tun wußte, als Bluse und Gestältlein der Geretteten vom Oberstörper zu reißen und ihr mit den zerrissenen Rleiderwischen heftig die Brust zu reiben. Es war dies, wie es sich nachher herausstellte, von großem Nußen. Dummerweise aber kam ein Spaziergänger des Weges, dem das alles wenig bezgreissich und sonderbar vorkam. Das war Sips. Frau Fischer war es nun auf einmal, als ob sie in Sipsens Gesicht jenes seltsame Lächeln wieder wahrnehmen könnte, das ihr jenesmal so schrekz

fend und teuflisch vor Augen getreten war, als sie aus der Ohnmacht erwachend, Gips vor sich stehen sah. Dies Lächeln war ihr um so hassens; werter erschienen, als sie Friedel, diesen kräftigen Burschen mit den unverdorbenen Bubenaugen, liebte, und darin, daß er ihr die Kleider vom Oberkörper riß und ihre nachte Brust warmrieb, nichts Unschönes sah, nichts Störendes, nichts, das sie erschrecken konnte.

Gips malte diesen Vorfall nach allen Seiten aus.

"Ich wiederhole," sagte er, "der Friedel war ein Teufelskerl. Nicht daß er bloß ein Taucher war, auch den Sanitätsmann, den Doktor verstand er zu spielen." Setzt kam ihm wieder das unfreie Lächeln in die Mundwinkel. "Wie er es trefslich verstand, die Ohnmächtige wieder zum Atmen zu bringen ..."

"Lassen wir das nun," schnitt ihm jetzt Frau Fischer die Rede ab. Es war ihre letzte verzweifelte

Notwehr.

Fast im gleichen Augenblick schrillte die Lift; glocke.

Ihr Ton klang Frau Fischer wie eine Erlösungs; fanfare.

Aber es war keine Erlösung.

Vor der Türe stand ein großer, stämmiger Mann, irgendwo etwas Lässiges und Vernachlässigtes, fast Frivoles im Außern, dabei wiederum etwas Stolzes und Vravehrliches in der Bewegung. Er trug eine Chaussenruniform, braun wie der Wagen, der draußen am Randstein stand. Der

Mann roch zum Teil nach Benzin, zum Teil nach

Männerschweiß.

"Ich bin von einem Herrn von Stein hierher; bestellt worden," sagte er, fast ohne Frau Fischer eines Blickes zu würdigen. Sie aber hatte ihn sest ins Auge gefaßt. Ihr Blick wurde dunkler, ihre Lippen schlossen sich nicht mehr ganz. Das Un; vollendete in ihrer Bewegung, das Erschreckte in ihrer Haltung saugten mit einem Male den Blick des Chauffeurs auf sich. Auch er erkannte sie.

"Du hier ... herr Jesus ... wie unverhofft." Es lag ein Iwang zur Wärme in seiner Stimme. "Ich sahre dich hinauf," zitterte ihre Stimme, und dann ging sie voraus. Im engen Liftkasten mußten sie ziemlich nahe zusammen stehen.

"Wir haben heute Taufe," sagte Frau Fischer wie

zu ihrer Rettung.

"Ich habe nicht einmal gewußt, daß du verheiratet bist," gab er zurück und lehnte sich schließlich gleich; gültig an eine bespiegelte Wand des Liftes zurück. Das Liftseil summte, der Liftkasten zitterte leise, und das alles gab Frau Fischer die Ruhe wieder und damit die Kraft des Erinnerns. Sie er; innerte sich zwar nicht mehr an einzelne Bilder, nicht mehr an den gelben Fabrikweg, den sie am Abend geschritten, nicht mehr an den großen öffentlichen Park, den sie in mancher Sonntag; morgenfrühe durchstreift, nicht mehr an die Pap; pelallee am Abend. An keines dieser Bilder er; innerte sie sich, sondern nur an einen Gefühls; zustand aus jener Zeit, nämlich an den Hauptton

aus jener jugendfernen Melodie, an etwas Be; freiendes, Klares, Eindeutiges, an etwas Be; glückendes und Gutes, Grundgutes. Sie wußte dies: dieser Mann da hatte einst ihre Jugend in der Hand getragen, und er hatte dies lieb und gut getan. Das war alles vorbei, aber es war so gut

gewesen.

Der Lift stand im dritten Stocke ruchaft still. Frau Fischer wollte nach dem Schlüssel langen, der an einer Rette hing, als sie plöplich zwei warme Finger fühlte, die sich um ihren Handsknöchel legten. Zugleich fühlte sie die ganze Schwere seines Armes, der an ihren Rücken lehnte.

"Laß," sagte sie bloß.

"So schnell kann man sich nicht voneinander los; machen," preßte er leidenschaftlich hervor, mit einer dunklen Stimme, nicht dunkel wie edler Wein, sondern dunkel wie eine vergorene, schwer;

fließende Flüssigkeit.

"Damals als er zu mir in die elterliche Stube trat," schoß es jest Frau Fischer durch den Kopf, "damals wehte mir von seiner Gestalt ein heller, frischer Duft entgegen, jest aber, jest merkte sie, daß er nach Schweiß roch. Wenn es auch in seiner Geele so wäre. "Nur das nicht," betete sie mit Insbrunst. Wenn er jest schmuzig geworden wäre, müßte auch all das Frühere schmuzig werden. Und was bliebe ihr dann noch übrig?

Als sie aus dem Lift gehen wollte, zog er sie zus rück, zog sie an sich. Die junge Frau leistete Wis derstand, aber einen solchen, der durch den Schreck widerstandslos gemacht worden war. Sie blickte ihn an und sah in seinem Auge etwas Verfärbtes, Begehrliches.

"Laß," und dann fügte sie hinzu: "Wir haben

Taufe."

Aber ein bitteres Lächeln schoß ihm in die Mundswinkel. Kein zu schlechtes Lächeln, kein offensversbrecherisches, aber ein gequältes. Wer weiß, es tat ihm vielleicht selbst weh, daß in ihm etwas Böses so urplößlich auftauchte. Aber er gab sich dem Bösen hin, in einer Verwirrung, die noch durch das in dem Liftkäsig herrschende Dunkel gessteigert wurde. Er preßte sie an sich. Ihr Atem ging schwer wie ein mitternächtiges Waldsrauschen.

"Wir haben heute ..."

Den Ruf, den sie hauchend aus sich herauspreßte, überhörte er. Das letzte Wort küßte er ihr schwer vom Munde weg. Sein Schweißgeruch füllte den

ganzen Lift aus.

Da riß sie sich los, stürzte sich aus dem Lift und hastete wie eine Sehetzte die Treppe hinunter. Unten versteckte sie sich im Keller. Niemand hörte sie in dem finstern Kellergewölbe weinen. Dann wischte sie sich die Augen mit kaltem Wasser aus und ging in die Wohnung zurück.

Sie fand, daß die Gesellschaft lauter, das Tisch; tuch fleckiger und abgebrauchter geworden sei. Gips führte, leicht berauscht, das Wort. Die beiden Freundinnen strichen mit langen Löffeln

den weißen letzten Schnee der Schlagsahne von den roten auf die Teller hingemalten Rosen weg. Die Patin zerdrückte mit einem Silberlöffel ein Biskuit und dachte dabei in die Ferne.

Frau Fischer gab vor, das Taufgeschirr zurechtsstellen zu müssen und flüchtete sich in das Schlafs

zimmer.

Um Nachmittage kam ein Bote mit der Nachricht, daß der Pfarrer plötzlich erkrankt sei. Die eigenteliche Taufe mußte daher verschoben werden.

Der vom Pfarrer geleitete Taufakt fand am folgenden Freitag statt. Diesmal gab es kein Essen, auch keine Eingeladenen. Nur die Patin, Frau Oberlin, erschien, als übliche Taufzeugin. Es war ein trüber Tag, fast schnutzig, und doch wieder still und ernst. Gelbe Lichtbündel warf die Sonne durch die zu ebener Erde liegenden Fenster der Fischerschen Wohnung, unzählige Staubstörperchen schwammen darin herum. Vom nahes liegenden Hofe gurgelten die Schläge einer Tepspichklopferin. Die Wagen, die über den seuchten Usphalt fuhren, tönten matt und langweilig.

Der Pfarrer kam erst um drei Uhr. Er nahm zuserst in der Stube Platz und plauderte mit Herrn und Frau Fischer, oder nennen wir sie von nun an Frau Soshanna, glaubte in seinen Worten eine wenig innige, geschäftliche Eile zu bemerken. Der Mann ist bald siedzig, dachte Frau Iohanna, und hat wohl unzählige Male das Taufgeschäft verrichten müssen. Sie rechnete sogar: dreißig Jahre lang

Pfarrer sein macht 30 mal 50 Taufgeschäfte, er; gibt 1500 Taufgeschäfte. Von diesen 1500 war

das heutige eines, irgendeines.

Bur Taufe begab man sich dann ins Schlafzimmer. Die beiden ehelichen Betten mit den tiefbraunen, hohen Bettladen trugen große, hübschgestickte Leintücher. Auf den beiden Nachtztischen hatte man hohe, edelschlanke Kerzenzhalter mit weißen Kerzen hingestellt, obwohl man nicht katholisch war. Von dem Waschtische waren die vielen Fläschchen und Schachteln verschwunzden, nur eine weiße Stickerei schmiegte sich an den schwarzgeäderten Warmor der Platte und eine breite, starkglasierte Schüssel thronte darauf. Über den vergilbten Phantasierosen des Linozleums breitete sich der Glanz einer ziemlich stark nach Terpentin riechenden Bodenwichse.

"Nehmen Sie das Wasser nicht zu kalt," forderte der Pfarrer Frau Johanna auf, während sich Herr Fischer und Frau Oberlin auf die bereits

gestellten Stühle niedersetten.

Frau Iohanna goß lauwarmes Wasser in die Schüssel. Ihre hand zitterte merklich. Dann mußte sie den Läusling aus der Wiege nehmen, was ihr beinahe leid tat, denn dieser schlief gerade fürstlich, besaß rote, fast spürbar sich rundende Bäcklein und hatte die händchen wie kleine, sein; nervige Blättergarben auf der schneeweißen Decke liegen, ein ganz klein wenig in die höhe gezogen, als ob er mitten in spielerischer Gebärde eingesschlafen wäre.

Aufgeschreckt, machte der Kleine verwunderte, versschlafene Augen, schrie aber nicht. Erst auf das dickbauchige Kissen auf dem Tische hingelegt, bes gann er mit den Armchen in die Luft zu schlagen. Beim Gebet der vier Menschen hielt er einen Augenblick inne und klammerte sich mit großem Blick an den schwarzen Pfarrherrn fest, dessen sprechender Mund aussah wie eine sich in regels mäßigem Abstande öffnende und schließende Kohslengrube inmitten eines stark gestrüppigen Walsdes.

Das Gebet war ungefähr so:

"Allmächtiger Herr, wir stehen vor deinem Throne und bitten dich, dieses neue Glied deiner Gesmeinde in die fürsorgenden Hände zu nehmen. Dein Natschluß ist unerforschlich, aber wir glausben, daß du seine Wege zum Guten lenken wirst. Siehe diese Eltern, sie stehen an der Wiege dieses Kindes wie an einem Tor, von dem sie nicht wissen, wohin es führt. Sie nahen sich dir in dieser Stunde und erbitten von dir für dieses Kindlein Sonne und Licht. Lasse der Ansechtunzgen, die an es herantreten werden, nicht allzwiele sein und gebe ihm die Kraft, Dunkles zu überzwinden und zu meiden. Laß es der Stolz werden der Eltern, ein guter Mensch den Mitmenschen und ein treuer Diener Gottes."

Alle sagten Amen, auch Frau Iohanna sprach die beiden Silben klar und deutlich. Es spiegelte sich eine Enttäuschung in ihren Zügen wider. Das Gebet hatte sie kühl gelassen, es war ihr zu alle

gemein, zu geradlinig, zu nichtssagend. Die füh: len Ranten dieser Rede hatten die blaue Vers sonnenheit ihres Herzens gestört, waren in sie hineingefahren, wie ein Spat in einen Tempel. Als sie das Kind aus den warmen Wollenschlütte lein herausschälte und das duftende, hautlose Fleisch in ihren Sandslächen verspürte, überkam sie eine sonderbare, süßschwere Beklommenheit. Ein zarter Schwindel befiel sie. Sie sah nur noch, wie eine schmale, knochenhafte Hand des Pfarrers wie ein ausgedörrter Frosch ins Wasser des Beckens tauchte, wie die Wasserperlen an ihren Fingern entlang tänzelten, an den Fingerbeeren hängen blieben und schließlich auf das Kindlein hingeworfen wurden. Sie empfand die ganze Rälte des Wassers und zuckte selbst zusammen. Als der Pfarrer wieder gegangen war und Frau Iohanna das Kind in die Wiegenkissen einges bettet hatte, ging sie zur Patin, die schweigend in der Stube auf dem Sofa saß. "Es ist schade," sagte sie, "das Gebet hat mich teilnahmslos ges lassen."

Die Patin nickte bloß. Sie dachte über etwas nach. Rach einer Weile meinte sie dann: "Es ist unmöge lich, daß ein Pfarrherr die Bedeutung dieses Aftes so zu ermessen vermag, wie die Mutter selbst." "Es kann sein, aber dann täte er besser, wenn er

die Mutter mit dem Kinde allein ließe," erwiderte

Frau Iohanna eigenwillig.

"Das Gebet sollte an keiner Taufe fehlen." Die Patin sagte es in einem Tone, der sofort zeigte,

daß sie es nicht im üblichen Sinne meinte. Aber Frau Iohanna wehrte sich: "Das Gebet muß sein, aber es darf nicht phrasenhaft sein. Es sollen es nur die beten, die am feierlichsten ges stimmt sind. Sonst ist es eine Lüge. Was heißt das: Wir bitten dich, dies neue Glied deiner Ges meinde in deine Hände zu nehmen. Als ob es sich um eine Aufnahme handelte, als ob es gestern noch außerhalb der Gemeinde gestanden hätte und heute den Eintritt begehrte, als ob es sich nicht schon in Gottes Händen befunden hätte, als es noch nicht geboren war. Und wie gleich: mütig heißt das: Du mögest die Wege dieses Kindes zum Guten lenken. Das sagte ein Pfarrer in selbstgefälligem Tone, wie einer, der Gott nur für sich patentiert hat und nun diesem Gott ein paar neue Abonnenten zuführen möchte. Was weiß dieser Mann, wie groß, wie übergroß jene Hindernisse sind, die dieses Kindes warten. Was weiß dieser Pfarrherr davon, daß einer seinen Gott mit Schmerzen und Wunden, mit durstiger Brust und zerschundenem Herzen suchen möchte, es aber nicht kann, weil Sott ihn gar nicht brauchen kann, weil er ihn für ein anderes Amt bestimmt hat. Gott allein weiß, daß es auch Gottlose geben muß, wie es am himmel Blike, im Blumengarten Käfer und im Erdreich Würmer geben muß. Sind diese Blike, diese Käfer und Würmer schuld an ihrer kläglichen Berufung? Haben sie sich selbst als Würmer und Käfer auf die Welt gebracht oder sind sie nicht vielmehr als solche geboren worden, ohne Mitwissen und ohne Mitschuld. Und müßte man deshalb nicht eher beten: Herr, ich weiß, daß du diesem Kinde bereits eine Besstimmung gegeben hast. Ist sie nach unserm Dasfürhalten gut, dann danke ich dir aus tiesstem Herzen; ist sie aber nicht gut, dann flehe ich dich von ganzem Herzen an, mich deine seltsamen Ratsschlüsse begreifen zu lernen."

Einen Augenblick hielt Frau Iohannnna ie, als ob sie über sich selbst erschrocken wäre. Sie fühlte daß sie ihr Innerstes nach außen gekehrt hatte.

Aber sie sprach weiter, nicht um ihretwillen, nicht um der Patin willen, sondern ganz um der Sache,

der letzten Wahrheiten willen.

"Und was heißt das: Lasse der Anfechtungen nicht allzwiele sein. Auf wie schwachen Füßen steht diese Bitte, wie hohl klingt sie, wie unermeß; lich verlegen tönt sie. Als ob einer spräche, der zu töricht ist, um zu wissen, daß solcher Anfechtungen viele, tausende, abertausende sind."

Wieder schwieg sie einen Augenblick. In ihr ging Lettes vor. Man sah es am dunklen Glanz ihrer

Augen.

"Laß es ein treuer Diener Gottes werden, auch das ist ein billiges Wort. Es gibt so viele, die alle Tage dienen, alle Tage Gott ihren Tribut zahlen und die alle diese Dinge so leicht, so ohne Hemmnisse verrichten, weil ihnen dieses Gottdienen so leicht und angenehm erscheint, sie befriedigt wie einen Spieler sein Spiel. Und die heißen dann treue Diener Gottes, die sonnen sich

in der Gnade des Herrn, die sollen die Nach; ahmungswerten sein, die sollen besser sein als jene, die Gott wenig dienen, die aber dies wenige dann mit ganzem, großem Herzen tun ... oder soviel wert sein wie jene, die sich im Gottsuchen aufzehren, ohne je eine beglückende Lösung zu

finden ... finden zu dürfen."

Frau Iohannas Stimme war in ihrer Gespannts heit dunkel und zitternd. Zu tiefst im Relche dieser Rede lag ein Tropfen inneren Zweifels und Zer: rissenheit. Frau Oberlin hatte tiefes Mitleid mit dieser Frau, sie wollte sie aus dem verworrenen Schacht ihrer Gequältheit herausreißen und zog sie deshalb ins Schlafzimmer hinüber und sagte dort, auf das Büblein weisend: "Denken Sie vorwärts, nicht rückwärts. Sehen Sie, wie er lächelt," und sie hob die blagroten Vorhänge der Wiege aus: einander. Ein mattes Licht spielte um die kleine Höhle der Wiege mit dem schlafenden Engel. Wie eine kühle, feierliche Grotte mit huschenden, zarten, feinblauen Schatten sah diese Rorbhöhle aus. Vom hofe hämmerte noch immer eine Teppiche flopferin herauf, aber es flang jest schöner, abendlicher. Auch der Boden roch nicht mehr so stark nach Terpentin. Frau Johanna lispelte in sich verloren: "Manchmal bin ich ganz bei meinem Kinde ..., aber manchmal bin ich ganz bei meinen bosen Gedanken." Die beiden Frauen saßen lange neben der Wiege. Dann geschah es, daß Frau Iohanna plößlich den Kopf neigte und in tiefer Schwermut den Kopf über die Korblehne fallen

ließ. Als sie ausgeweint hatte, sagte sie: "Ich schäme mich, daß ich mit meinen nörgelnden Gesdanken die Taufe meines Kindes entweiht habe. D ja, ich habe sie entweiht. Und ich kann doch nichts dafür." Und sie weinte von neuem.

Frau Oberlin legte die Hand auf den weißen und noch so bräutlichen Nacken der jungen Mutter. In diesem Augenblicke setzte das Teppichklopfen aus, eine kleine Pause entstand und dann läutete

irgendwo eine Kirchenglocke.

Nun folgte etwas, was manchen eigenartig ersscheinen mag: Frau Oberlin begann zu beten. Das Feierliche dieses Augenblicks hatte sie dazu bewogen. Es gibt Gläubige, die durch eine blaue Tapete zum Beten angeregt werden. Frau Oberslin gehörte nicht dazu.

Sie sprach leise und matt und gab sich keinerlei Mühe zu sinnvoller Betonung. Sie begann das Gebet sogar ohne Anrede. Sie war zu tief gesstimmt, als daß ihr ein "Großer Gott" oder irgendein derartiger religiöser Briefkopf einges

fallen wäre.

"Laß uns dir danken," begann sie, "daß du uns dieses Kindlein gegeben hast. Wir bitten dich nicht, seine Wege mit lauter Rosen zu bestreuen, sondern wir bitten dich, diesen Menschen auch die dunkeln Wege gehen zu lassen, aber immer so, daß er die Leiden und Nöte des Lebens nicht hassen, wohl aber ihren Sinn erkennen möge. Laß ihn dann und wann Tieses erleiden, gib ihm aber das Herz, das durch die Leiden warm und

tief, innig und leuchtend gemacht wird und nie der Verhärtung und Ernüchterung anheimfällt. Gib diesem Menschen nie zu viel, gib ihm eher zu wenig, daß er sich nicht an die Dinge verliere. Er soll immer eine Sehnsucht, immer einen heißen, unerfüllten Wunsch in der Brust tragen, sich nie zur Ruhe setzen und sich nie am Ziele glauben. Laß es ihn fühlen, wie glücklich der Arme sein kann, und laß es ihn wissen, daß Besitzum immer jener Teufel ist, der sich zwischen Gott und Menschen einzwängt, jener schwarze Berg, der dem Mens schen die Aussicht auf die göttliche Ferne immer mehr verdeckt. Laß ihn oft arm und einsam sein. gib ihm viele Wege, die er ganz allein gehen muß, mache ihn stark, daß er den wahren Rat nie bei den Menschen, immer in der Stille holt. Gib ihm aber die Gabe, und darum bitten wir dich gank besonders, immer zu erkennen, ob er in der Stille zu seinem eigenwilligen Herzen oder zu seinem rechten Gott spricht, ob die Stimme, mit der er in der Stille Zwiesprache führt, die Stimme seines verführerischen Blutes oder die Stimme des wahrhaften Gottes ist. Und noch um eines bitten wir dich, mache sein Herz weit und ohne Grenzen, auf daß er alles liebe und nichts ver: urteile, in allen Pflanzen Gottes den göttlichen Blütenkern sehe und sich durch allfällige Würmer in der äußern Dolde der Pflanze nie bewegen lassen möge, die Blume zu verdammen. Laß ihn jedes Urteil nie schnell sprechen, gib ihm jene herre liche Nachdenklichkeit, die groß und versöhnlich ist,

und die eher einem Weisen als einem Krieger gleicht. Laß ihn überhaupt erkennen, daß die Hände weniger selig machen als das Herz."

Das Spielen in Steins Wohnung war Emanuel nicht immer eine Befriedigung. Titus, der einzige Sohn von Steins, war ein rechthaberischer und zuweilen gewalttätiger Junge, dessen Wesen sich oft um das schüchterne Semüt Emanuels wie eine harte Stahlflammer legte. Was dabei Emaxnuels Gedanken im besonderen beschäftigte, war weniger die Härte und die eigenartige Selbstbewußtsein des aufgeweckten Spielkameraden, als vielmehr die Wohlgefälligkeit und stille Befriedigung, mit der der alte Herr von Stein seinen Jungen zu betrachten schien. Als ob er in dem Sohne Kräfte erwachen sähe, die ihm lieb waren, und von denen er sich viel versprach.

Emanuel saß eines Abends mit Titus auf dem Fenstergesims, als unten ein Lumpensammler seinen kläglichen Karren vor die Türe stellte, um in den umliegenden Höfen nach Lumpen zu fahn; den. Am Wagen war ein großer, schwarzzottiger Hund angespannt, der plößlich aus irgendeinem Srunde zu bellen ansing. Der Vierfüßer war bestrübend mager, so daß sein großer Kopf zu dem entschwächten Körper in einem sonderbaren Vers

hältnis stand.

Titus zog, so gut er konnte, seine kleinen Augens brauen zusammen, ja er zwang sich zu einer ges

wissen finsteren Verschlossenheit. Emanuel sah dies und sagte, nach einem vermittelnden Tone suchend: "Das Tier hat vielleicht hunger."

"Aber es braucht doch deshalb nicht so blödsinnig

zu bellen," gab Titus eigenwillig zurück.

"Aber Hunger tut weh." Emanuel suchte dabei mit angestrengten Augen die hervorstechenden

Rippen des Tieres abzutasten.

Titus ließ sich aber nicht beirren. "Er braucht aber nicht zu bellen. Mir tun die Ohren davon weh... und Papa hat nicht gern, wenn er während seiner

Arbeit gestört wird."

"habt ihr altes Brot in der Rüche?"

"Ja, aber es ist zum Füttern der Möven bes stimmt. Man darf es wohl nehmen, ich darf es sogar dem Hund hinunterwerfen, aber ich will

nicht ..., ich will einfach nicht."

Titus sah, daß sich in Emanuel, der sich in dem Fensterrahmen erschrocken zurückbrängte, etwas aufbäumte, und es überkam ihn die gewohnte Wollust, dies niederzudrücken. Er sprang vom Gesims hinunter und holte von der Spiegels konsole den zerbrochenen Glasfuß einer Vase.

Emanuel durchschaufe das Vorhaben von Titus plößlich. Er riß sich in die Höhe, und stürzte sich auf Titus. "Nicht ... du darfst das nicht tun." Titus aber riß sich los, aus seinen kleinen Augen schoß ein wildsgieriges Lächeln, verstockt und zus gleich zügellos; er kletterte schnell wie eine Wilde kate auf das Gesims, hob seinen kleinen Arm und warf das Glassfück auf den bellenden hund hinab.